

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

209 (8.9.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Karlsruhe, den 8. Sept.

Nummer 209 — 1915

Die Türkin.

Ueber die Stellung der türkischen Frau, über ihr Leben und ihre Gewohnheiten sind bei uns noch immer die merkwürdigsten Anschauungen verbreitet. Man erzählt von vergitterten Fenstern, hinter denen die Frauen mit ihren großen, durch „Harir“ künstlich erweiterten Augen und mit schön gewölbten Wimpern, die durch „Sürme“ ihren dunklen Glanz erhalten haben, in weiten Kluderhosen auf weichen Teppichen liegen und Sorbet schlürfen, und man ist geneigt, aus jeder der sechs Frauen, die ein Mann angeblich mindestens haben soll, eine Prinzessin aus Tausendrunder Nacht zu machen. Aber auf die Leute, die mit Erzählungen solcher Abenteuerlichkeiten aus vergangenen Zeiten vom Goldenen Horn zurückkommen, kann man das türkische Sprichwort anwenden: „Wer weither kommt, hat gut lügen.“ Der moderne Osman hat, ebenso wie der Europäer, schon aus wirtschaftlichen Gründen nur eine Frau, und es gibt nur noch ganz vereinzelt Türken, die von dem Recht, mehrere Frauen zu heiraten, Gebrauch machen. Diese Vielweiberei ist eben nur geblieben, und auch dabei ist die höchste Zahl der Frauen, die sich der Türke leisten darf, schon von Mohammed auf vier festgesetzt. Aber diese vier Frauen genießen vor dem Gesetz gleiche Rechte.

Wie sich die Frau des modernen Türken nach europäischem Vorbild kleidet, so tragen auch die Damen des Sultanspalastes europäische Kostüme, sitzen auf europäischen Stühlen und rauchen Zigaretten, die allerdings begreiflicherweise türkischer Herkunft sind. Seit dem Regierungsantritt des gegenwärtigen Sultans, Mohammeds V., führen die Damen des Palastes überhaupt ein viel freieres und ungesungeneres Leben, als man allgemein anzunehmen geneigt ist. Natürlich ist das Leben der Musliminnen noch vielfach durch Jahrhunderte alte Sitten und Bräuche, die in der Religion wurzeln, eingeschränkt. Selbst die jungtürkische Bewegung, die eine Reform der Frauentracht einführen wollte, konnte nicht erreichen, daß der Tscharschaf, der Straßenüberwurf der türkischen Frau, der für die Vornehmen aus Seide, für die ärmere Bevölkerung aus Baumwolle besteht, vollkommen abgeschafft wurde. Aber die Erfindung der türkischen Schneider hat dem Tscharschaf, der Kopf, Brust und Arme bedeckt, um unter der Taille wie ein Nonnengewand zur Erde zu fallen, eine neue Form gegeben. Immer enger legte sich der Mantel um den Körper, der Ueberwurf über die Arme verlor seine Länge; bald ließ das Gewand ein Stück des bunten Kleides sehen, und man konnte erkennen, daß sich unter dem Kopftuch eine ganz moderne Frisur verbarg. Der Schleier verschwand schließlich ganz, und ungehindert bilden die Mandelungen der Türkin um sich, wenn sie über die Grande Rue de Pera in Konstantinopel geht. Ueber den Ursprung des Schleiertragens erzählt man, daß Mohammed nie auf den Gedanken gekommen sei, den Blicken seiner Anhänger das Antlitz der Frau zu entziehen, bis er eines Tages von der großen Schönheit der Gattin eines seiner Freunde bezauert worden sei. Er verliebte sich nicht nur in die schöne Frau, sondern überredete sie auch, ihren Gatten zu verlassen und ihm zu folgen. Bald aber soll er eiferlützig erkannt haben, daß es gefährlich sei, eine so bezaubernde weibliche Schönheit den Blicken der Männer preiszugeben, und da er befürchtete, daß man auch ihm seine Frau auf diese Weise abspenstig machen könnte, hat er, nach der Ueberlieferung, angeordnet, daß die islamitischen Frauen sich außerhalb des Hauses nur noch dicht verschleiert zeigen dürfen.

Das Leben der türkischen Frau aus dem Volke und aus dem Mittelstande bewegt sich in recht einfachen Bahnen. Der Mann kennt sie ebensovienig wie eine Brautzeit in unserem Sinne, und erst am Tage der Vermählung enthüllt sie dem Manne ihr Gesicht. Es ist Sitte, daß die Eltern des Mannes, der sie liebt, zu ihrem Vater kommen und um ihre Hand anhalten. Unter zahllosen Verheirathungen sprechen sie dabei die Formel: „Mit der Zustimmung des Propheten und um Allah gehoramt zu sein, wirst du wohl so gültig sein, unserem Jungen deine Tochter Diruba, die das Herz entzündet, zur Frau zu geben.“ In der Regel findet bereits wenige Tage später die Hochzeit statt, die mit Vorliebe auf einen Donnerstag festgesetzt wird. Denn da der Prophet in einer Donnerstagsnacht empfangen wurde, bringt es nach dem Volksglauben Glück, wenn man an diesem Tage heiratet. Die Hochzeit wird unter einem großen Aufwand an Musik, Kuchen, Vikoren und eingemachten Früchten gefeiert. In der Ehe lebt die junge Frau verhältnismäßig abgeschlossen; sie näht, spinnt, strickt, hält die kleine, mit nur wenigen Möbeln ausgestattete Wohnung rein, oder sie macht einen Besuch bei einer der vornehmen Damen, die die Frauen aus dem Volke durch Geld unterstützen und ihnen durch ihren Einfluß auch sonst manchen guten Dienst leisten können. Die arme „Hanum“ wird von der „Cahja“, der Hausmeisterin empfangen. Wenn sie Glück hat, ist gerade der Tag, an dem der „Hamman“ geheizt wird. Hat nämlich die Herrin des Hauses gerade das Bad verlassen, so darf die Besucherin aus dem Volke in dem noch warmen Wasser ebenfalls ein Bad nehmen. Um die Einkäufe für den Haushalt braucht sie sich nicht zu bekümmern. Das besorgt der Mann, wenn er morgens zur Arbeit geht. Da kommen denn „Sibjü“, der Milchmann, „Vassal“, der Krämer, und „Emedji“, der Bäcker, und ohne ihr Gesicht den Blicken der Lieferanten preiszugeben, steckt sie die Hand durch die Türspalte, um die Lebensmittel in Empfang zu nehmen.

In rechtlicher Beziehung genießt die muslimanische Frau die denkbar größten Freiheiten. Sogenannte Frauenrechte sollen den Frauen im Orient schon seit Einführung des Islam zugesichert worden sein. Die muslimanische Eheheziehung ist ein gegenseitiger Vertrag, der

nur dadurch seine Gültigkeit verliert, daß die Ehe gebrochen wird. Der Ehebund kann zwar von dem Mann willkürlich gelöst werden, aber nach dem Worte des Propheten ist derjenige von Gott verdammt, „der um bloßer Lust willen seine Frau verstoßt“. Die Folge davon ist, daß Verstoßungen bei den Muslimen seltener sind, als anderswo die Ehescheidungen. Der Mann muß der verstoßenen Frau nicht nur die im Ehevertrage genau festgesetzte Entschädigung zahlen, sondern sie darf auch eine neue Ehe eingehen, und auf Wunsch wird ihr sogar die Erziehung ihrer Kinder überlassen. Da man heute erkannt hat, daß die höhere Bildung der Frau nicht dem Koran und den Lehren Mohammeds widerspricht, so hat man in der Türkei zahlreiche Mädchenschulen eingerichtet, in denen die jungen Türkinen eine moderne Erziehung genießen. Wie sehr sich die Frauenbewegung in der heutigen Türkei Geltung verschafft hat, geht aus daraus hervor, daß in Konstantinopel seit einigen Jahren eine Monatschrift „Die Mehafin“ erscheint, die von der Frauenwelt der türkischen Hauptstadt mit großem Eifer gelesen wird. Auch die zeitgenössische türkische Literatur weist eine Reihe berühmter Frauennamen auf, von denen nur Leyla Sanim, Muhiyüssa Hanim und Halide Hanim genannt seien.

Der Umschwung der Dinge in der Türkei seit dem Jahre 1908 hat eben auch das Leben der Türkin von Grund auf beeinflusst. Nicht, als ob nun ohne weiteres die Tradition von mehr als einem Jahrtausend vollkommen über den Haufen geworfen wäre — dazu ist der Osman im Grunde seines Wesens zu konservativ geartet, und besonders an den Ueberlieferungen des Familienlebens hängt er mit Zähigkeit. Trotzdem ist die moderne Türkin alles andere als jene bessere Skabin, wie es die Palastdamen Mubul Hamids waren. Die Türkin von heute nimmt regen Anteil an dem kulturellen Leben der Nation; sie liebt den „Tanin“, und sie verfolgt als gute Mutter, treue Gattin und warmherzige Patriotin mit nicht geringerer Spannung die kriegerischen Ereignisse, wie die Frauen des Abendlandes. Jedenfalls hat an der Wiegeburt und der Reorganisation des osmanischen Reiches auch die Türkin im Rahmen ihres Wirkungskreises ihren voll gemessenen Anteil.

Die Schweiz als „Sekundant“.

Luigi Vergini, der zur Front entsandte Kriegsberichterstatter des „Corriere della Sera“, hat sich das interessante Kampfgelände zwischen dem Stiffer Joch und dem Tonale zum Stoff der Beobachtung und Berichterstattung erwählt. Sein erster Bericht ist der eigenartigen Stellung gewidmet, die die Gegenwart der Schweizer den Kämpfern am Stiffer Joch gibt. „Der Joch“, so schreibt Vergini, „markiert genau den Scheitelpunkt der Grenze Italiens, Oesterreichs und der Schweiz, die hier zusammenstoßen. Zwischen die beiden kämpfenden Gegner schiebt sich als Unparteilicher der Neutralität. Die schweizerischen Truppen, die ebenfalls genötigt sind, auf Höhen, die über 2500 Meter hinausgehen, Quartier zu beziehen, machen auf ihren Höhen darüber, daß die Neutralität nicht verletzt wird. Jedesmal, wenn unsere Batterien das Feuer eröffnen, bedecken sich die spitzen Gipfelhöhen der Forlona mit schweizerischen Soldaten, die hin- und herlaufen, um die Feuerwirkung zu beobachten. Und auch die Abhänge des Berges wimmeln von aufmerksam aussehenden Zuschauern. Die Schweiz spielt am Stiffer Joch die Rolle des Sekundanten zwischen den beiden Duellanten. Ihre Soldaten mehrten als Unparteiliche die Schiffe der Italiener gegen die Oesterreicher und die Oesterreicher gegen die Italiener. Wenn eine Kugel die schweizerischen Felsen trafe, so wäre die Neutralität verletzt. Bisher ist aber nur ein einziger Schuß zu verzeichnen gewesen, der etwa hundert Meter den Grenzstreich überflieg, freilich ohne Schaden anzurichten. Das Gebirge leidet dem Kriege unerschütterliche Stille. Es verleiht die Stille der Kämpfenden durch Schaffung von Verteidigungsmitteln, die es mit sich bringen, daß zuweilen eine Handvoll Menschen Wert und Bedeutung einer ganzen Armee erlangen. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß drei Viertel des Anteils an der Kampfleistung hier auf die Wirkung der Berge entfällt. Sie haben einen wilden Haß gegen die Menschen, einen Haß, den die Gegner glücklich zu ihrem Vorteil zu nutzen verstehen. Auf allen Bergen und Stegen lauert der Tod im Hinterhalt. Ralte, Felsspalten, Abgründe und Sturzabfälle sind die furchtbaren Waffen des Gebirges. Der Berg verteidigt sich, er greift an, er droht mit geflüchteten Föhnen und betreibt auf eigene Rechnung den mörderischen Krieg.

So wird der Kampf am Stiffer Joch, der mit Mühsal auf die eingekesselten Truppen eigentlich nur als Episode gelten könnte, zu einem Titanenkampf, der dort oben in der Einsamkeit ausgefochten wird, wo die wilden Kämme und Gipfel sich wie Festungswerke emporragen, deren Glacis von den Gletschern, und deren Gräben von den Käfern gebildet werden. Vom Stiffer Joch bis zum Tonale-Paß breitet sich das weitgedehnte Gletscherfeld, ein schimmerndes, in Windungen erstarrtes Meer mit trozig drohenden Eiswogen, die den Glanz ihrer Schaumkämme bis zu dem Wolken rufen. Es ist eine Polarlandschaft, die sich auf dem riesigen, gemalten Fußgestell der abstrahierenden Abhänge erhebt, und die sich in die Höhe des Himmelsdoms emporkragt. Auf der Wasserscheide der Oetler- und Cebadegruppe zieht sich die Grenze dahin. Es gibt hier keine Bahnen, keine Straßen; man muß seinen Weg über die Gletscher nehmen. Zwischen Oesterreichern und Italienern gähnt als Trennungswand das Eismeer. Zuweilen schiebt sich eine Postenkette über das Eis und führt im Morgengrauen von ihrer Erkundung zum Joch zurück. Steigt die Sonne heraus, so ist von dem aussehenden Auge auf dem schimmernden Schneefeld kein Mensch mehr zu entdecken. Die vorgehenden Posten haben sich am Rande der Gletscher auf den nackten, grauen Abhängen ein Nest gegraben, in dem sie sich sorgsam verziehen. Das anschauliche Bild dieser ebenso wunderbaren wie schrecklichen Zone erfüllt sich am Karsten, wenn man vom Vornio zu der Balfurva hinabsteigt. Der Weg führt zum Dorfe Santa Catarina, das mit seinen Gerbergen und Gasshöfen in einer grünen Wiege von Bäumen ruht, umgeben von jähem Abhängen, die sich in der Höhe zu einem weißschimmernden Panorama aufbläuen. Unter den höchsten Gipfeln reckt sich wie eine schneebedeckte Kranke der Palen della Mare auf, eingebettet in die blauen Schatten seiner Gänge, die seinen Körper wie ein wallender Mantel umfließen. Zwischen ihm und der Gipfelspitze des Monte Viso,

die in kaum erkennbaren Umrissen herüberdämmert, zieht sich als Verbindungsweg das Gefälle des Eisgletschers, der sich nach der italienischen Seite herabsenkt, um dann wieder zur Höhe der Balfurva hinaufzusteigen, die für überraschende Angriffsversuche mit Vorliebe benutzt wird.“

Vermishtes.

Kofaten und Pseudokofaten. Ein Kriegsreporter des „Pester Lloyd“, der die österreichisch-ungarischen Truppen in den Karpaten begleitet, teilt charakteristische Neuheiten eines Generalstabsoffiziers über die Kofaten mit. Der Generalstabsoffizier, welcher Referent für das Gefangenwesen ist, erzählt: „Es ist allgemein bekannt, daß die russische Mannschafft, wo sie es nur immer tun kann, zu desertieren. Kein Wunder. Denn abgesehen davon, daß sie unter der Witterung ebensoviel wie die Injuzer zu leiden haben, ist ihre Verpflegung und die Behandlung durch die Offiziere ganz mangelhaft. Aber es wird ihnen nicht leicht, herüber zu kommen, denn es ist sozusagen die einzige Aufgabe der Kofaten, vor und hinter der Front die Desertierungsversuche zu vereiteln. Darum finden die Desertierungen meistens bei Patrouillengängen und Meldegangierungen statt. Die gefangenen Mannschaften haben wenig Geld bei sich, meistens aber die Kofaten. Die meisten von ihnen haben wenigstens hundert Rubel in der Tasche. Nebenbei gesagt, haßt der reguläre russische Linkenfeldat die Kofaten stärker als den Feind. Sehr oft bitten uns die Gefangenen, die Kofaten unbedingt aufzukriechen zu lassen. Wenn wir die Kofaten durchgehen lassen, finden sich in ihren Taschen, ganze Warenauger. Bei einer Gruppe von acht Kofaten fanden wir sechzehn Paar silbernes Ohrgeschloß, zwei blaue und zwei braune Seidenuntertücher, vierzehn Seidentücher, sechs Beintrichter.“

Eine widerromantische Geschichte aus dem Kriege, in der ebenfalls räuberische „Kofaten“ die Hauptrolle spielen, erzählt der Kriegsberichterstatter des „Az Est“, der bekannte ungarische Dramatiker Franz Molnar. Sein Gewährsmann ist ein Vortruppunterleutnant, der ihm folgendes berichtet: Kurz bevor die Russen in Krosno einogen, kamen zu unserem Kommando noch einige erschöpfene polnische Juden und meldeten, daß in Krosno ein Kofatenzug plünderte. Die Offiziere glaubten nicht recht daran, da noch nicht einmal eine Kofatentruppe gesichtet worden war. Die Juden hielten jedoch ihre Meldungen aufrecht und behaupteten, eine 40-50 Mann starke Truppe sei in die Stadt geritten, an der Spitze ein höherer Offizier mit einem Goldtragen. Es seien einige jüdische Häuser geplündert, aber niemand etwas zuleide getan worden. Andernorts kamen andere Juden mit neuen Meldungen über die Kofatenfälle und behaupteten, es befände sich unter ihnen ein junges Mädchen, das nach Männerart im Sattel saß, Frauenkleider trage, auf dem Kopfe die große Kofatenmütze und auch mit einem Gewehr und einer Lanze bewaffnet. Der Oberleutnant nahm es auf sich, dieser Sache nachzuforschen und verberg sich mit einem ungarischen Gendarmen in der Nähe des Ortes, wo die Kofaten genötigt erschienen. Spät abends kam der Kofatenzug heran. Als sie in dem Städtchen waren, sprengte ihnen der Oberleutnant mit dem Gendarm entgegen, um sie anzugreifen; doch die Kofaten flüchteten und die beiden Verfolger konnten sie nicht einholen. Zweifellos handelte es sich um gar keine Kofaten, sondern um Räuber. Die Hupferen führten die beiden Verfolger in eine Waldlichtung, wo eine Jägertruppe ihr Lager aufgeschlagen hatte und sich gerade beim Mittagessen befand. Der Offizier hielt mit dem Gewehr die Jäger im Schach, während der Gendarm die Mitglieder der Bande festsetzte. Dann wurde das Lager durchsucht und folgendes vorgefunden: 40 Pferde, teils von der ungarischen Kavallerie, teils Kofatenpferde, eine österreichisch-ungarische Feldmarschallentrupplente, ein ganzes Depot von Kofaten- und Tscherskenuniformen, Aufschüben mit Pelzbesatz, ein österreichischer Gendarmenparadehelm, verschiedene Lanzen, Karabiner, Revolver, silberne Kleider, Ehezeug, Stiefel, Kleider und dergleichen. Auch das Jägermädchen wurde aufgefunden, das an den Neuzigen teilnahm. Der „Kofatenoffizier“ mit dem Goldtragen war der Jägerführer, der die erwähnten Missetaten und den Gendarmen erbeutet. Die Jäger wurden verhaftet, und die Juden fanden in dem Warenauger den größten Teil ihrer geraubten Habe wieder.

Geldschrank 50 Meter unter dem Wasserpfeil. Im St. Lorenz-Ström in Kanada lag seit längerem das Boot des gesunkenen Personendampfers „Empire of Ireland“. Es war zwar zum Teil im Schlamm des Bodens eingebettet, hatte sich aber trotzdem infolge der starken Strömung mehrmals verschoben. Man wollte nun aus ihm die Leichen der ertrunkenen Passagiere bergen und den Geldschrank des Schiffes herausheben. Das war insofern recht schwierig, weil das Schiffshölzchen schief lag, so daß die Taucher immer in Gefahr waren, auf dem Deck auszugleiten; einem der Taucher ist das auch passiert und er kam dabei in größere Wassertiefe, die bekanntlich wegen des starken äußeren Druckes sehr gefährlich sind. Das Wasser war an der fraglichen Stelle 40 Meter tief. Da man Strengungen nicht vornehmen wollte, stieß man mittels Druckluftwerkzeugen unter Wasser ein Teil des obersten Deckes durch, so daß die Taucher in die unteren Räume eindringen konnten. Es gelang, den Geldschrank mit eisernen Ketten zu umschließen und emporzuwinden.

Heiteres.

Der richtige Lügner. Im Gefangenlager ist eine Beobachtungscompagnie vor ihrem Hauptmann, einem sehr guten Chef, zu irgendeiner Besprechung versammelt; nach Schluß kommt der Hauptmann auf den Urlaub zu sprechen und meint: „Zimmer werde ich von euch angefordert und angelogen, wenn ihr Urlaub wollt, das weiß ich schon! Ich frage gar nicht mehr nach dem Grund, es bekommt ja jeder Urlaub, wenn er richtig liegen kann.“ Allgemeines Lachen. „Ist jemand da, der Urlaub will?“ Gleich meldet sich einer: „Ich bitte Herrn Hauptmann um Urlaub nach der Stadt.“ „Warum wollen Sie denn Urlaub?“ „Stripsamische Zeichen, Herr Hauptmann!“ Darauf sagte unser guter Hauptmann: „Das ist einmal richtig gelogen! Der Mann bekommt acht Tage Urlaub.“

Macht der Gewohnheit. Der Privatier Frey aus dem Elßfischen steht als Sergeant an der Westfront und hat zum erstenmal die Nachtposten zu kontrollieren. Er findet alles in bester Ordnung und bei dem dortigen feindlichen äußersten Doppelposten bleibt er noch plaudernd ein Weilchen, bis er sich von den braven Epäbern mit Händedruck verabschiedet: „Gut Nacht bjanant — Ich lobe gut!“